

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 10

Artikel: Le bal Beaudouin : eine Geschichte zur Fastnachtzeit
Autor: Mosen, Julius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem Bennenwagen — jetzt schläft er müde und mit dem besten Gewissen den Schlaf des Gerechten. Er erwacht erst, wenn die Hausfrau den Weinkrug neben die „Chriesisäcke“ ins Ofenloch stellt und die Magd die Zünfteller mit den duftenden Speckscheiben austrägt . . .

O, diese Quellen des Lebens mit ihren Speckscheiben, „Chriesisäcken“, tobenden Mannen, strickenden Müttern, lichernden Töchtern, lernenden Kindern — wie freundlich rieseln sie doch durchs bäuerliche Menschenland. In ihren Ufern blüht das schlichte Vergißmeinnicht der Idylle.

Ich sehe es nicht nur mit den Augen meiner Phantasie, dieses Vergißmeinnicht! Mitunter breche ich aus meinem Kerker aus und verschwinde im Nachbarhaus zur Linken oder zur Rechten. Und dann werden mir unverhofft die blauen Sterne der ländlichen Lebensquellen zu einem Stück Bauernbrot und einer Schnitte Schweinefleisch, und ich darf mehr, als nur ihren Duft einatmen! Auch das volle Weinglas, das der Herr Nachbar mir kredenzt, verschmähe ich nicht. Ich führe es mir innig — meinetwegen

innerlich! — zu Gemüte. Und angeregt lehre ich durch die kohlschwarze Finsternis wieder nach Hause. Diesmal zünde ich mir aber nicht mehr die Heilkräutlein-Lampe an, sondern eine schöne weiße Kerze. Denn es ist Festzeit, und ich will von Zeit zu Zeit ein Tannenzweiglein verbrennen und Weihnachtsdüfte atmen. Wie feierlich wird mir da immer zumute! Alle Fröhlichkeit verwandelt sich in Ernsthaftigkeit. Die Quellen des Lebens, die vorhin noch in Form einer sehr faßlichen Materie in meinem Magen verschwanden, sie verlagern sich wiederum in geistige Regionen. Mich dürstet nach den klaren Wassern der Wahrheit und der Schönheit, und bald fällt mein Weihnachtslichtlein auf das aufgeschlagene Buch eines Predigers oder Dichters. Wie denn auch Novalis sagt, daß im Reiche der Wahrheit und der Schönheit Prediger und Dichter eins sein müssen — oder Goethe in einem weitem Sinne deutet: Wir alle, die wir ganze Menschen sein wollen, brauchen beide Quellen des Lebens, die stofflichen und die geistigen, nämlich die Bausteine des Himmels und der Erde.

Ruth Blum.

LE *bal* BEAUDOUIN

Eine Geschichte zur Fastnachtzeit von Julius Mosen

Mein Vater, begann Leclerc zu erzählen, ist ein reicher Seidenhändler in Paris, ich und meine Schwester Lucie sind seine einzigen Kinder, die Mutter haben wir in den ersten Jahren unsrer Kindheit verloren, der Vater hat sich nicht wieder verheiratet. Ich wurde im väterlichen Hause, meine Schwester im Kloster erzogen. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht, doch hatte ein Student der Medizin, Robert Lesailles, Gelegenheit gefunden, sich ihr bekannt zu machen und einen Liebeshandel mit ihr anzuspinnen. Ihre Liebe mochte in der schönsten Blüte stehen, als mein Vater sie aus dem Kloster nahm und mit einem alten, reichen Geschäftsfreund verlobte. All ihr Bitten, sie nicht zu dieser Verbindung zu zwingen, all ihr Jammern, ihr noch Zeit zu gönnen, rührte nicht sein Herz. Deine Mutter, war die einzige

Antwort, hatte vor ihrer Verheirathung mit mir gleiche Grillen, und doch sind wir miteinander glücklich geworden; denn sieh, liebes Kind, ein Ehestand, welcher sich auf Vermögen gründet, ist ein Haus, das guten Grund hat, es fällt nicht leicht ein. Nach der Fastenzeit sollte die Hochzeit sein. Wohl denn, sagte meine Schwester zu mir, so gehört der Karneval noch mein. Ich mußte ihr versprechen, heimlich sie auf den bal Beaudouin zu führen. Es war Aschermittwoch, und viele Hunderte Edensteher liefen gegen Abend auf den Boulevards herum mit transparenten Ankündigungen: Le bal Beaudouin! Ich war einer der ersten, welche die Kette bei dem Billettverkaufe machten, und konnte schon abends acht Uhr meiner Schwester Lucie hinter dem Rücken unsres Vaters die beiden Billette zeigen. Um elf Uhr küßte der

Vater Lucie die Stirn, gab mir die Hand zur guten Nacht und ging zu Bette, wir beide auch, doch nur, um wieder aufzustehen und uns in die Maskenkostüme zu werfen, welche wir in Bereitschaft hatten, und unter dem Schutze des Portiers aus dem Hause zum Balle zu eilen. Als wir dort Arm in Arm ankamen, fanden wir das Haus bereits von unzähligen abenteuerlichen Maskenfiguren belagert; denn noch waren die Türen, welche sich erst um Mitternacht öffnen sollten, verschlossen. Noch war es im Theater totenstille, selbst das Brausen der Volksmenge davor glich einem Walde vor dem Sturme mit unheimlichem Flüstern, so daß man die hämmernenden Zimmerleute und Tapezierer, welche noch im Saale beschäftigt waren, wie pickende, pochende Spechte vernehmen konnte. Zuweilen schlich sich auch ein Ton vom Stimmen der Instrumente heraus; Lucie zitterte, wie voll Angst, an meiner Seite. Jetzt hörten wir von Notre-Dame die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde metallen, langaustönend und dräuend, wie die zornige Stimme eines Fastenpredigers, durch die Luft zittern, einen jeden Glockenschlag begleitete die harrende Volksmenge mit einem höllischen, doch noch halbunterdrückten Jubelschrei, mit dem zwölften Schläge sprangen die Türen des Theaters auf, und wie ein Strom geschmolzenen, flüssigen Erzes bei einer Feuerbrunst in ein Bassin, so quoll der tolle Schwarm hinein und plakte dort in einzelnen Gruppen im tausendstimmigen, wüsten Geschrei auseinander. Es war eine tausendgliedrige Masse, grölend, brüllend, wiehernd, springend, kugelnd, bockend, in gräßlichem Gelächter durcheinander, eine Republik der Narrheit, zusammengewürfelt aus Robert Macaires, Pierrots und Pierretten, Polichinelles, Matrosen, Fischer mädchen, Hidalgo's, Rosen mädchen, Banditen und Schäferinnen! Die ganze goldene Jugend des Jahres stak in diesen Masken. Bald waren nicht nur der Saal, sondern auch die Logen, die Korridors, das Foyer gefüllt. Im Hintergrunde des Saales, hinter der Draperie brennendroter Vorhänge, saß das Orchester so verborgen, daß man nur den Hexenmeister Beaudouin auf seinem erhöhten Tritte mit dem Taktierstock in der Hand stehen sah. Lucie hatte mich in die Loge gezogen, welche wir sonst bei der Oper abonniert hatten. Dort trafen wir die schlanke,

schwarze Figur eines jungen Mannes, welcher auf der Brust einen Totenkopf von weißem Zeuge aufgenäht hatte. Er begrüßte uns und gab sich zu erkennen. Es war Lesaille, der Geliebte meiner Schwester. Nach einer Stunde, sagte er lächelnd, führe ich Ihnen meine Tänzerin hierher zurück, lieber Bruder! und verschwand mit ihr. In diesem Augenblick hob Beaudouin den Taktierstock, ein gellender Pfeifenruf, ein Trommelwirbel, und im krampfhaften Zittern scheint unten im Saal die Gesellschaft gebannt zu sein. Es wickelt sich aus ihr ein Fandango heraus; es sind die spanischen Ballettänzer mit ihren Tänzerinnen bei der Großen Oper, Kastagnetten schlagend, auf den Zehenspitzen pirouettierend, sich einander bald fliehend, sich verfolgend, bald sich wieder vereinigend, hingießend Leib zu Leib, jekt sich anstarrend, wie in tödlicher Lust, und nun kommt der groteske Cancan, dieser wahnsinnige, gliederverdrehende, gesichtererschneidende Tanz aller zugleich, durcheinander, scheußlich romantisch in arabeskenartiger Willkürlichkeit der aus der Schläffheit zu Verzücungen aufgestachelten, sündhaften Glieder. Die verrückte Musik scheint Glied von Glied zu emanzipieren, alles dreht sich wie besessen im Wirbel herum. — Jetzt fällt ein Kanonenschuß, Sturmgeläute, wieder ein Kanonenschuß, lautlose Stille überall und nun der Ruf einer Stentorstimme: Die Hugenottenquadrille! Die Galoppade beginnt. Die Musik wird zu einer teuflischen Malerei in Tönen; man wähnt die stürmenden Glocken und das Geschrei: Zu den Waffen! Zu den Waffen! zu hören — dazwischen abgebrochene Sätze aus Psalmenmelodien, knatternde Flintenschüsse, Gewehrsalven, Triumphgeschrei der Mörder, das Angstgeschrei der Verfolgten, das Winseln des Sterbenden und immer wieder ein ängstlich klingendes Horn, als rufe es: Coligny! Coligny! Durch all diesen Wirrwarr der Töne hört man die zielenden Schüsse des eisernen Gewehrs Karls IX., welcher aus seinem Fenster unter das Volk schießt, begleitet von einem Pickelflötenkichern seiner Mutter, Katharina von Medici. Aus allen diesen Elementen besteht die Quadrille; sie ist ein getanzter Bürgerkrieg. Wie die Kolonnen durcheinander stürzen! Selbst das Gebäude gerät in die Schwingungen des bacchantischen Tanzes, der sich wie ein Treibrad um sich

selbst dreht. In diesem Zauberringe wirbeln sich die äußersten Leidenschaften von ganz Paris, Frankreichs Zukunft in einem verzerrten Wortsprache, seine glänzendste Jugend in zerrissenen Kleidern, es flattern die Locken der Mänaden, ihre Augen haben nur noch einen starren Blick. Die Musik selbst ist nur noch ein wütendes Volksgeheul, ein Orkan im Walde, man hört das Zusammenbrechen der Bäume; — dort stürzt ein Tänzerpaar, die wütende Kolonne fliegt teils darüber hinweg, teils verwirrt sie sich und verwickelt sich in den Fall. War das nicht Robert Lesailles mit dem Totenkopf vor der Brust, der Gesellschafter meiner Schwester, der wahnsinnige Vortänzer, welcher zuerst stürzt? Ich eile in den Saal hinunter, Beaudouin hat mit einem Takt- schlage die Musik und die Galoppade beendet; — mitten im Saale liegt ein toter Mensch — Lesailles, Lucie neben ihm kniend, die kleinen,

weißen Fäuste in die Augenhöhlen gedrückt. Ein Polichinell ist mit ihm beschäftigt, er bricht ihm die geschlossene Hand auf, ein Fläschchen rollt auf den Boden, es erhebt sich ein tausendstimmiger Ruf: Er hat sich vergiftet. So war es. Mitten im Tanze hatte er die Phiole, welche er vorher zu sich gesteckt haben mochte, ausgeleert. Ich bemächtigte mich meiner Schwester und brachte sie heim. Sie ist seitdem geistesabwesend. In einem kurzen, hellen Momente erzählte sie, daß sich plötzlich die Hand ihres Tänzers eiskalt angefühlt, sie jedoch noch einmal mit ihm durch den Saal getanzt habe, bis er starr niedergestürzt sei.

Mein Vater hat mich auf drei Jahre aus Paris verbannt. Was sollte mich von dort sonst vertreiben? Doch hinweg mit allen trüben Gedanken, noch bin ich jung, und die Welt gehört der Jugend!

Wiedergefunden

So reich mir deine Hände
und schau mich glücklich an,
daß ich es wieder fühle,
du bist mir zugetan.

Laß Jahr und Tag versunken,
horch nur dem Stundenschlag
und laß dein Herz verschwenden,
so viel es kann und mag.

So reich mir deine Hände
und schau mich glücklich an,
dann liegt der Himmel wieder
uns lichtvoll aufgetan.

Erwin Schneider

Angriff auf das Trommelfell

Wir kennen das Bild: in einer Batterie schwerkalibriger Kanonen hält sich die ganze Bedienungsmannschaft im Moment des Abschusses mit den Händen die Ohren zu. Wir staunen. Wir sind der Ansicht, die Artilleristen sollten sich an den Mündungsknall doch gewöhnt haben. Bei Zaungästen, die vielleicht einer Friedensübung beiwohnen, da kann man solches Verhalten begreifen, aber im Feld? Andere Soldaten, welche sich die Ohren nicht zuhalten und welche daher ein Bild darstellen, das besser zum Soldatsein paßt, haben aber den Mund weit geöffnet im Moment, da die Granate das Rohr verläßt. Nur Eingeweihte wissen dieses Verhalten zu deuten: es soll — wie der Finger am Ohr — verhüten,

daß Trommelfell und inneres Ohr durch die Detonation Schaden nehmen.

In der Tat wird die Gehörapparatur im Krieg — ja schon bei friedensmäßigen Übungen, wie sie beispielsweise unsere Armee abhält — stark strapaziert. Denn bei einer Explosion, sei es nun beim Mündungsknall in der Nähe des Geschützes, sei es beim Einschlag der Granate am Ziel, treten sehr starke und äußerst rasch wirksam werdende Luftdruckschwankungen auf, welche Schädigungen des Gehörorgans in Form von Trommelfellzerreißungen oder Hörstörungen in der Tat hervorrufen können. Beobachtungen haben ergeben, daß die Schädigungen beim Einschlag weitaus größer und zahlreicher sind als beim Ab-